

DAVID GROSSMAN

(israelischer Schriftsteller und Friedensaktivist,
geb. 25.01.1954 in Jerusalem)

* FRIEDENSPREIS DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS 2010 *

„David Grossman ist ein Meister der Einfühlung. Er hat das Wesentliche dieser Einfühlung in seinem luziden Essay „Den Anderen aus dem eigenen Innern kennenlernen, oder die Lust, Gisela zu sein“ genau beschrieben. Mit „empathisch“ ist dieser besondere Blick nur unzureichend auf den Begriff gebracht. Vor allem ist es die genaueste Beobachtung jedes auch noch so gewöhnlichen Details, das unvoreingenommene Studium jeder menschlichen Regung im Bemühen, unser Dasein mit all seinen Abgründen und Abstürzen zu verstehen oder zumindest genauer zu sehen...“ (*Welt-Online*, 10.10.2010)

"Ich denke, die bedeutendsten Dinge in der Geschichte der Menschheit haben sich nicht auf Schlachtfeldern ereignet, nicht in den Sälen der Paläste oder auf den Fluren der Parlamente, sondern in den Küchen, in Wohnzimmern, in Kinder- und Schlafzimmern."

David Grossman

DIE KRAFT ZUR KORREKTUR – VON DAVID GROSSMAN

Auszüge humanistischer Plädoyers für Inspiration, Authentizität, Intimität, menschliche Geschichten, Einfühlungsvermögen und Einfühlungsbereitschaft, Mitmenschlichkeit und persönliche Freiheit und Geborgenheit des Einzelnen in der Gemeinschaft – entgegen der Manipulation von Massenmedien und den Diktaten der gesellschaftlichen wie politischen Dressur

INHALT (Auszüge):

- *Bücher, die mich gelesen haben*
- *Den Anderen aus dem eigenen Innern kennenlernen oder die Lust, Gisela zu sein*
- *Schreiben im Katastrophengebiet*
- *Die Sprache des Einzelnen und die Sprache der Masse*

„Wir Schriftsteller kennen Zeiten der Verzweiflung und des Verlusts unseres Selbstwerts. Unsere Arbeit fußt im Grunde in der Zersetzung der Persönlichkeit, basiert auf dem Verzicht einiger der notwendigsten menschlichen Schutzmechanismen. Wir widmen uns freiwillig den schwersten, hässlichsten, schmerzlichsten und unverarbeitetsten Seelenstoffen. Unsere Arbeit führt uns immer wieder unsere Unzulänglichkeit als Mensch und als Künstler vor Augen. Und doch – und dies ist das größte Wunder, die Alchimie unserer Tätigkeit: In gewisser Weise sind wir von dem Moment an, da wir den Stift oder die Tastatur berühren, nicht mehr das hilflose Opfer all dessen, was uns unterdrückt und eingeengt hat, bevor wir zu schreiben begannen. Wir schreiben. Wir sind zu beneiden: Die Welt schnappt nicht über uns zu, sie wird nicht enger mit jedem Tag.“ (*D. G.*)

Bücher, die mich gelesen haben

In Fellinis *Roma* gibt es eine unvergessliche Szene: Bei Grabungsarbeiten werden atemberaubende Fresken entdeckt, und in dem Moment, in dem die Wandgemälde von den Lampen der Forscher und den Scheinwerfern der Kameramänner angestrahlt werden, verblassen sie und lösen sich auf.

Den Prozess der Inspiration begreiflich zu machen kommt meines Erachtens dem Versuch gleich, das Traumgeschehen zu erklären. In beiden Fällen müssen wir auf Wörter zurückgreifen, um ein Erlebnis zu beschreiben, das sich gerade dadurch auszeichnet, dass es sich jeder Definition entzieht. Beide Vorgänge lassen sich *rational* analysieren. Wir können beispielsweise Ereignisse und Personen beschreiben, die unsere Träume beeinflusst haben, und unsere Motive nennen, gerade sie in einem bestimmten Traum „hereinzubitten“. Und doch haben wir immer das Gefühl, dass das Wesentliche, das Geheimnis des Traums, diese besondere, einmalige Beziehung zwischen uns und dem Traum, abstrus und rätselhaft bleibt.

Ich erinnere mich an Zeiten, in denen ich ganz und gar unter dem Einfluss eines überwältigenden literarischen Kraftfeldes stand – als ich beispielsweise *Die Verwandlung* von Kafka las, den Roman *Erinnerungen an Goldmann* von Ja'akov Shabtai oder Thomas Manns *Joseph und seine Brüder*. Damals schien ein Teil von mir, vielleicht mein innerster Kern, wie in einem Traum gefangen, der seine eigene Gesetzmäßigkeit hatte und – fast ohne Vermittlung des Bewusstseins – einen direkten Dialog mit meinen tiefsten, verborgensten Seeleninhalten führte.

Wenn ich heute darüber schreibe, wie der eine oder andere Schriftsteller einen Platz in meinem Leben einnahm und meine Arbeit beeinflusst hat, dann tue ich dies im Wachzustand, im Lampenlicht, dem natürlichen Ausschlussverfahren des Gedächtnisses ausgeliefert.

Den Anderen aus dem eigenen Innern kennenlernen

oder die Lust, Gisela zu sein

Sollten Sie mich auffordern, Ihnen zu erklären, was einen Menschen zu einem Schriftsteller macht, würde ich in erster Linie über den starken Drang sprechen, Geschichten zu erfinden. Das heißt, die häufig chaotische und unverständliche Realität in Form von Geschichten zu arrangieren; in jedem Geschehen die offenen und verborgenen Zusammenhänge zu suchen – und ihnen eine besondere Bedeutung zu verleihen; Stränge von „Handlung“ darin zu betonen und die „Helden“ daraus hervorzuheben.

Meiner Ansicht nach ist der Drang, eine Geschichte zu erzählen, sie zu erfinden oder sie aus der Realität zu produzieren, ein nahezu eigenständiger Trieb. Der *Geschichtentrieb* ist bei manchen Menschen – die zum Teil schließlich Schriftsteller werden – so ausgeprägt und primär wie jeder andere Trieb. Glücklicherweise trifft der Geschichtentrieb in der Welt stets auf den Paralleltrieb – nämlich auf den, einer Geschichte zuzuhören.

Dieses menschliche Bedürfnis, einer Geschichte zu lauschen, hat etwas Rührendes. Hin und wieder sitze ich auf einer Bühne und lese einem Publikum aus meinen Büchern vor. Für gewöhnlich finden diese Lesungen in den Abendstunden statt, und die meisten Zuhörer sind nicht mehr jung, haben einen Arbeitstag hinter sich und ohnehin nicht immer ein leichtes Leben. Doch wenn ich hier und da die Augen von meinem Text hebe, bietet sich mir ein phantastischer Anblick: Es ist, als hätten sich die Zuhörer innerhalb kürzester Zeit aus Müdigkeit, Problemen und Trauer geschält und bisweilen auch aus Verbitterungen, Verstimmungen und Ängsten; etwas Weiches und längst Vergessenes ist auf ihre Gesichter getreten, und für einen Moment kann man spüren – sogar regelrecht sehen –, wie sie einmal als Kinder waren.

(Möglicherweise ist das der Punkt: Es liegt etwas Kindliches – nicht Kindisches, sondern Kindliches, Ursprüngliches – in dem Bedürfnis, einer Geschichte *zuzuhören* – ebenso wie in dem Drang, sie zu erzählen.)

Zu den Dingen, die einen Menschen zu einem Schriftsteller machen, würde ich natürlich auch den Wunsch zählen, mithilfe einer Geschichte die Welt und den Menschen zu verstehen, mit all seinen Facetten, Widersprüchen und Maskeraden. Und man könnte auch das Bedürfnis des Schreibenden hinzufügen, sich selbst kennenzulernen und all den Emotionen, die ihn bewegen, zum Ausdruck zu verhelfen. Wer diese Urwünsche und Triebe

nicht in sich verspürt, ist vermutlich nicht in der Lage – und will es vielleicht auch gar nicht sein –, die große seelische Mühe auf sich zu nehmen, die mit dem Schreiben verbunden ist.

Aber es gibt noch ein weiteres Motiv des Schriftstellers, über das ich heute sprechen möchte. Dieses Motiv, das gewiss auf die eine oder andere Weise mit dem soeben erwähnten zusammenhängt, wird mit zunehmendem Alter stärker in mir – mit zunehmendem Lebensalter und Arbeitsalter. Je stärker es wird, umso mehr empfinde ich das Schreiben und den schöpferischen Akt an sich als eine Lebensweise, eine Möglichkeit, meinen Platz auf der Welt zu finden.

Das Motiv, über das ich spreche, ist der Wunsch, freiwillig das abzuwerfen, was mich vor den anderen schützt. Der Wunsch, die meist unsichtbare Barriere, die mich von den anderen trennt, von jedem anderen Menschen, an dem ich ein grundlegendes, tiefes Interesse habe, abzubauen; der Wunsch, mich – als Mensch, nicht zwingend als Schriftsteller – vor dem anderen bis zur Schutzlosigkeit zu entblößen, damit er mit seinem tiefsten Innern, dem Unverarbeiteten, dem Ursprünglichen in mich dringen kann.

Doch dieser Wunsch stößt sofort auf ein großes Hindernis: Je mehr ich in mich gehe, und je genauer ich mir die Menschen ansehe – ob sie mir nahestehen oder nicht –, desto mehr komme ich zu einer Einsicht, die mich zunächst überwältigt und enttäuscht und die ich schleunigst zu widerlegen versuche, indem ich mir sage, es ist nur eine Plattitüde [*Floskel*], und die dennoch immer wieder aufkommt und sich mit unzähligen Beispielen und Variationen bei mir einschleicht. Und darum werde ich nun über sie sprechen, und Sie dürfen sie meinerwegen bestreiten und behaupten, dass sie nicht einen Funken Wahrheit enthält.

Ich bin der Meinung, dass wir, die Menschen – das heißt, die sozialen Wesen, die wir sind, die wir uns gern mit unseren menschlichen, warmen empathischen Beziehungen zu unserer Familie, unseren Freunden, unserer Gemeinschaft brüsten –, auf äußerst kompetente und vielschichtige Weise nicht nur dem *Feind* gegenüber isoliert und verbarrikadiert sind, sondern in gewisser Weise *gegenüber jedem Nächsten* – oder besser gesagt: Wir isolieren uns selbst, damit sein Inneres nicht in uns hineinstrahlt. Wir sichern uns vor all den Ansprüchen fremder Innenleben, die auf uns gerichtet sind und die ununterbrochen auf uns niederprasseln. Vor dem, was ich hier „das Chaos, das in dem anderen herrscht“, nennen werde.

„Die Hölle, das sind die anderen“, sagt Sartre, und vielleicht ist darum, wegen der Angst vor der Hölle, die in dem anderen existiert, die Epidermis [*vielschichtige Haut*], die uns umgibt, die uns von dem anderen trennt, mitunter dick und undurchlässig wie jede Mauer, die als Grenze oder Festung dient.

Schauen wir uns um: Wir werden feststellen, dass auch zwischen Partnern, die seit vielen Jahren zusammenleben – auch wenn sie mehr oder weniger glücklich sind, sich lieben und als Eltern und als Mitglieder einer Familie gut funktionieren –, oft auf beinahe instinktive, völlig unbewusste Weise diese stumme, geheime, komplizierte Vereinbarung besteht. (Deren Einhaltung im Übrigen eine äußerst raffinierte, delikate Zusammenarbeit erfordert!) Eine Vereinbarung, die sich hauptsächlich so definieren lässt: Es ist besser, den Partner nicht bis ins Letzte zu kennen. Sich nicht allem, was ihn umtreibt, auszusetzen, diese „inneren Umtriebe“ nicht zu kennen und nicht mit einem expliziten Namen zu versehen. Weil in dem gesetzten Beziehungsrahmen kein Raum für sie ist. Weil sie auch die Beziehung von innen kaputtmachen könnten, woran beide Partner nicht das geringste Interesse haben.

„...und nun wird mir klar“, schreibt der Mann in dem Buch *Sei Du mir das Messer* – ein Buch, mit dem ich eine komplizierte Ehe führte, „... dass die Beziehung zwischen mir und meiner Frau so reguliert und definiert ist, dass man einfach keinen neuen und so großen Faktor in sie hineinstopfen kann (wie zum Beispiel – mich).“

Manchmal sehe ich mir solch ein älteres Paar genauer an – es gibt in meinem Bekanntenkreis mehrere, vielleicht sind Sie ja selbst schon auf so ein Paar gestoßen – und mache eine kleine gedankliche Übung. Ich versuche mir die Partner zu dem Zeitpunkt vorzustellen, als sie ein Paar wurden. Das heißt, ich versuche, ihnen die Hüllen der Zeit, des Alters, der Müdigkeit und der Routine abzustreifen und sie jung, frisch und sehr naiv vor mir zu sehen. Mitunter gelingt es mir, sie zu sehen, wie sie – in dem Moment ihrer „Verschmelzung“ zum Paar – wohl übereingekommen sind, wortlos, als würde ein Unterbewusstsein mit dem anderen Unterbewusstsein verhandeln. Wie sie in einem Augenblick die Blickwinkel festlegten, aus denen sie einander von nun an bis in alle Ewigkeit sehen würden, und wie sie blitzartig eine Art komplizierte Lebensvereinbarung trafen, erstaunlich komplex, mit den allerfeinsten Nuancen. Und wie sie vielleicht gleichzeitig ebenfalls festlegten, dass ihre Liebe immer und um jeden Preis siegen würde, wie sie zugleich aber auch den Preis bestimmten; denn es muss schließlich einen Preis haben, dass der Mensch es vermeidet, den Menschen, der ihm am nächsten steht, aus allen möglichen

Blickwinkeln, mit allen Licht- und Schattenseiten zu sehen. Und ganz sicher hat es seinen Preis, dass der Mensch in seinem Partner – und der Partner in ihm – nur ganz bestimmte, definierte, vereinbarte und begrenzte „Seelengegenden“ zum Sprechen bringt.

Etwas Vergleichbares läuft, selbstverständlich, auch zwischen Eltern und Kindern und zwischen Kindern und ihren Eltern ab. Manchmal, vor allem, wenn wir sehr jung sind, fällt es uns nicht leicht, unsere Eltern aus einem wirklich breiten Blickwinkel zu sehen. Möglicherweise ist es uns unangenehm, zu akzeptieren, dass auch unsere Eltern das „Recht“ auf ein eigenes, privates, inneres Chaos haben. Und dass auch Mutter und Vater nicht nur eine Seele haben, sondern ebenfalls – um Himmels willen! – ein Recht auf ihre eigene Psychologie, und dass sie ihrerseits Vater und Mutter haben, und dass man ihnen irgendwann Dinge angetan hat, die bei ihnen Wunden, Narben und Entstellungen hinterließen.

Vielleicht fällt es uns sogar am schwersten, uns mit den Dunkelheiten zu konfrontieren, die wir in den Seelen unserer Kinder vermuten, vor allem, wenn sie jung und zerbrechlich sind. Wir könnten uns kaum eingestehen, dass auch in ihren Seelen, den zarten, den unschuldigen, ein dunkler Abgrund klaffen mag; aus dem Triebe ausbrechen können und Bedürfnisse, befremdliche Reaktionen und Verrücktheiten, die uns bedrohlich erscheinen. Da ich selbst Vater bin, kann ich bezeugen, dass schon der Gedanke daran unerträglich ist, vielleicht vor allem wegen des Schuldgefühls, das er auslöst.

Eine solche Barriere zwischen einem Menschen und einem anderen können wir auch unter Freunden antreffen, und mögen es „die besten“, ja regelrechte Seelenverwandte sein. Auch bei den tiefsten, treuesten, dauerhaftesten Freundschaften werden wir hin und wieder eine dünne Schranke spüren, eine unbestimmte Scheu davor, alles zu wissen, einen Schutzwall, transparent, aber stabil, vor jener verborgenen Düsterteit in unserem besten Freund.

Mir fällt der witzige, tragikomische Dialog zwischen den Helden aus *Warten auf Godot*, Wladimir und Estragon, ein: „Ich träumte, dass...“ „Erzähl es nicht!“ „Wem soll ich denn meine Angstträume erzählen, wenn nicht Dir?“ „Behalt sie für Dich.“

Wenn man genauer darüber nachdenkt, muss man sich über den Mangel an Bereitschaft – Mangel an Mut? –, sich der Komplexität unseres Nächsten zu stellen, vielleicht nicht so sehr wundern: Schließlich lehrt uns die Lebenserfahrung, dass viele Menschen es nicht einmal eilig haben, sich dem zu stellen, was in ihrem *eigenen Innern* vorgeht.

Und vielleicht unterscheidet sich die Mühe, die wir uns machen, um den anderen nicht in seiner ganzen Vielschichtigkeit zu sehen, gar nicht so sehr von der Anstrengung, die wir – beinahe unbewusst – auf uns nehmen, um nicht den vielen schrillen „Anderen“, die es in jedem von uns gibt, ins Netz zu gehen, um nicht in all die alternativen Existenzen und Versuchungen und Weichenstellungen in uns zu zerfallen? Wir geben uns eine nicht enden wollende Mühe, um diesen steifen inneren Rahmen aufrechtzuerhalten. Den Ringanker, mit dem unsere vertrackte, trügerische Seele zusammengehalten – und manchmal auch gefesselt wird.

Nebenbei bemerkt, hat das Schreiben mir bewusstmacht, wie sehr ich mich, meist instinktiv, anstrenge, um nicht in all die Möglichkeiten zu zerfasern, in all die Charaktere und die vielen Identitäten, die Eigenschaften, Bedürfnisse und Triebe, die in meinem Innern im Verborgenen agieren, die mit großer Effizienz scheinbar unterdrückt werden und mich dennoch in alle Richtungen zerren.

Wir Menschen fürchten uns vor dem, was wirklich im Innern des Anderen geschieht. Wir haben Angst vor der geheimnisvollen, unausgesprochenen, unverarbeiteten Glut, die keiner gesellschaftlichen Dressur unterzogen werden kann, keiner Veredelung, keiner Höflichkeit und keinem Takt; die durch und durch triebhaft ist, wild und chaotisch und absolut nicht politisch korrekt; die traumhaft ist und alpträumhaft zugleich, extrem und nackt, erotisch und zügellos, wenigstens wenn man den Definitionen des Verhaltenskodex folgt, der unter „kultivierten“ (was auch immer das bedeuten mag) Menschen besteht; eine Glut, die aberwitzig ist und manchmal brutal, oft animalisch im positiven und im negativen Sinne; die, wenn Sie so wollen, das Magma ist, das heiße Urmaterial, das im Innern jedes Menschen brodelt, allein durch die Tatsache, dass er ein Mensch ist, durch die Tatsache, dass sich in ihm so viele Kräfte und Triebe, Wünsche und Bedürfnisse kreuzen. Es ist dieses Magma, das normalerweise bei gesunden Menschen – auch bei den stürmischsten unter ihnen – abkühlt und versteinert, wenn es nach draußen gelangt, das heißt, wenn es mit anderen Menschen oder mit den Restriktionen der Realität in Berührung kommt. Und das sich dann in einen Teil des gesellschaftlichen, „normativen“ Geflechts verwandelt.

In meinen Augen ist das Schreiben, das Schreiben von Literatur – unter anderem –, ein Akt des Protests und des Trotzes, sogar der *Rebellion* gegen diese Angst, gegen die Verführung, mich in mir selbst zu verbarrikadieren, eine kaum fühlbare Trennwand zu

ziehen, nett und freundlich, aber äußerst effizient, zwischen mir und den anderen, und letztendlich auch zwischen mir und mir selbst.

Ich möchte noch einmal klarstellen: Der originäre Drang, der das Schreiben begründet und überhaupt möglich macht, liegt in dem Wunsch, eine Geschichte zu erfinden und zu erzählen und *sich selbst* kennenzulernen. Doch je länger ich schreibe, desto mehr spüre ich, wie ein zweiter Drang sich meiner immer stärker bemächtigt und den ursprünglichen Schreibdrang ergänzt – nämlich der Wille, *den Nächsten aus meinem eigenen Innern kennenzulernen*; der Wunsch, jene Angst, die ich bereits erwähnte, zu überwinden und wahrhaftig zu fühlen, was es bedeutet, in die Haut eines anderen Menschen zu schlüpfen. Die Lunte [*Zündschnur*] zu spüren, die in einem anderen Menschen brennt.

Und dies ist etwas, das man vielleicht auf keine andere Weise erreichen kann. Wir neigen zu der Annahme, dass wir in den Momenten, in denen wir mit Leib und Seele bis zur Neige mit einem anderen Menschen verschmelzen, diesen auf eine Art kennen, die Ihresgleichen sucht. In der hebräischen Bibel benutzt man zur Beschreibung des Liebesaktes das Wort „erkennen“. „Und Adam erkannte sein Weib Eva“, steht in der Genesis. Immerhin meinen wir auf diesen Höhepunkten der Liebe, falls wir nicht mit unserem ganzen Wesen auf uns selbst oder auf starke Projektionen unserer Wünsche auf unseren Partner konzentriert sind, im Allgemeinen vor allem das Gute, das Schöne, das Anziehende und das Entzückende an unserem Partner. Nicht seine Komplexität, nicht all seine Schattenseiten, kurzum nicht alles, was ihn zu „einem Anderen“ macht, in der tiefsten und vollsten Bedeutung des Wortes.

Aber wenn wir über einen Anderen *schreiben*, über jeden Anderen, möchten wir zu einer Kenntnis gelangen, die auch die ungeliebten Teile von ihm einbezieht, die abschreckenden und bedrohlichen Anteile. Die Stellen, an denen seine Seele zerhackt und sein Bewusstsein zerbröseln sind. Die kochenden Kessel des Extremen, der Sexualität und des Animalischen, über die ich schon gesprochen habe. Den Ort, an dem das Magma seinen Ursprung hat, bevor es sich erhärtet und lange bevor es in Worte umgewandelt wird.

Und auch wenn wir während des Schreibprozesses auf beinahe unbewusste Weise „eine Projektion“ unserer Seele auf die Seele des Anderen, über den wir schreiben, vornehmen, und auch wenn wir den Anderen häufig „benutzen“, um von uns zu erzählen und uns selber zu verstehen, besteht der *Wunsch*, über den ich heute spreche, auch in die andere Richtung. Den Mut zu haben, sich von den Fesseln des „Ichs“ zu befreien und den Kern des Nächsten zu erreichen und dort den Anderen zu erleben als einen Menschen, *der an sich und für sich*

existiert, als einen Menschen, der ein ganzer Kosmos ist, mit eigenen inneren Gesetzmäßigkeiten und einer eigenen Logik.

Dann kommen wir, für Momente, in den Genuss eines Blicks – und vielleicht kann man hier auch verweilen – auf die Stelle, die normalerweise nur schwer und selten bei dem anderen zu sehen ist. Die Stelle, wo sich der „Kern seines Reaktors“ vor unseren Augen zeigt, jene Stelle, in der Seele des Menschen, in der seine Träume, Albträume und Phantasien, die Schrecken und Sehnsüchte und all die anderen Dinge, die uns menschlich machen, geschaffen werden.

Und erstaunlicherweise habe ich gerade dann, wenn es mir gelingt, mir diesen Wunsch zu erfüllen – in jenem „Kern eines Reaktors“ des Nächsten zu verweilen –, gerade dann habe ich – der Schreibende – kein Gefühl des Verlusts meiner selbst oder des Verschmelzens mit jenem Anderen, über den ich schreibe, sondern ganz im Gegenteil das deutliche Bewusstsein „der Andersartigkeit des Andern“, des Getrenntseins von diesem Anderen, ein messerscharfes, erwachsenes Gefühl für etwas, das ich als „das Prinzip des Anderen“ bezeichnen würde.

Wenn wir ein Buch lesen, das auf diese Weise verfasst wurde – das heißt, wenn es dem Schriftsteller wahrhaftig gelungen ist, den Anderen zu verinnerlichen und dennoch auch er selbst zu bleiben –, erwacht in uns, den Lesern, ein besonderes Hochgefühl, das Gefühl der Teilhaberschaft an dem seltenen Moment der Berührung, an einem kostbaren menschlichen Geheimnis, an einem tiefen existenziellen Erlebnis. Und zu diesem Gefühl gesellt sich bekanntlich ein zweites Gefühl, nicht weniger kostbar und aufregend, das Gefühl der wirklich intimen Nähe zu der Person, von der das Buch, das wir lesen, handelt. Das Gefühl von Verständnis und tiefer Empathie mit ihr und ihrem Motiven, selbst wenn wir ganz und gar nicht mit ihr einverstanden sind. Es entsteht in uns der Eindruck, dass es eine manchmal verblüffende, bisweilen verleugnete und als bedrohlich empfundene Ähnlichkeit zwischen ihr und uns gibt. Und auch wenn es sich um eine Figur handelt, die Ablehnung oder sogar Antipathie und Abscheu in uns auslöst, entsteht keine völlige Fremdheit in der Beziehung zu ihr, keine Distanzierung. Unsere Gefühle für diese Person halten uns auch von einer elementaren, eindimensionalen und vielleicht sogar gnadenlosen Kritik ihr gegenüber ab. Oft erkennen wir, dass wir nur durch ein Wunder oder durch einen absoluten Zufall davor bewahrt wurden, in unserem eigenen Leben jene abscheuliche Figur zu sein, und dass die

Möglichkeit, sie – diese Figur – zu sein, existiert und in unserem tiefsten Innern ihr Unwesen treibt.

Aber nicht nur in die Seele des anderen müssen wir schlüpfen, wenn wir über ihn schreiben, sondern regelrecht in seine Haut, in seinen Körper, mit all seinen Schwächen und Unzulänglichkeiten, mit seiner Schönheit und Hässlichkeit. In diesem Zusammenhang möchte ich eine kleine Anekdote zum Besten geben:

Vor einigen Jahren erschien mein Buch *Stichwort: Liebe*. Ein paar Wochen später fuhr ich gegen Abend mit dem Bus von Tel Aviv nach Jerusalem, und gemeinsam mit den anderen Fahrgästen hörte ich die Nachrichten im Radio. Und siehe da, in der „Kulturecke“ (Kultur muss man bekanntlich immer in irgendeine Ecke stecken, damit sie nicht Oberwasser bekommt und die wichtigsten Nachrichten überdeckt) las ein Schauspieler einen Abschnitt aus meinem Buch. Einen Abschnitt, in dem Gisela beschrieben wurde. Momiks Mutter, wie sie an der Nähmaschine, der berühmten Singer, sitzt und näht und ihr Fuß auf und nieder geht auf dem Pedal, das Onkel Shimek ihr unten an der Maschine angebracht hat.

In diesem Moment drehte der Busfahrer, der wohl die trostlose Stimmung der Geschichte nicht länger ertrug, am Knopf des Radios und schaltete weiter zu einem fröhlicheren Sender mit israelischer Musik. Ich vermute, die meisten Fahrgäste im Bus atmeten erleichtert auf, während ich zerknirscht zurückblieb – einmal wegen der persönlichen Kränkung meiner Person und meines Buches, aber auch, weil ich plötzlich nicht mehr wusste, von welchem Pedal da die Rede war, wieso Onkel Shimek ein Zusatzpedal angebracht hatte; schließlich hatte die Singermaschine in meiner Erinnerung ein wunderbar bequemes Metallpedal. Ich pflege keine Requisiten und Instrumente grundlos in meine Geschichte zu schleusen. Kurzum, ich kam nicht dahinter, was mich beim Schreiben des Buches dazu gebracht hatte, dieses zusätzliche Hilfsmittel einzuführen.

Ich konnte den Rest der Fahrt kaum stillsitzen. Als ich endlich zu Hause ankam, schlug ich eilends das Buch auf und fand besagte Stelle. Ich las die Fortsetzung des im Bus amputierten Satzes, und es fiel mir wie Schuppen von den Augen, dass Giselas Beine schlichtweg nicht an das singersche Originalpedal reichten. An einer anderen Stelle des Buches stieß ich auf ein weiteres Faktum, das ich aus unerfindlichem Grunde vergessen hatte, nämlich dass Gisela von auffällig niedrigem Wuchs war.

Ich erinnere mich noch genau an die Freude, die mich erfasste. Denn auf einmal wurde mir etwas Simple, Tiefgründiges über das Schreiben klar: Wäre beispielsweise in meinem Haus ein Rollladen defekt oder ein Türgriff reparaturbedürftig, würden wohl Wochen vergehen, bis ich die Zeit fände, sie zu reparieren. Meine Frau müsste mich alle paar Tage daran erinnern, ich selbst müsste mir Zettel und Memos an allen möglichen Plätzen anbringen (und peinlich darauf achten, sie sofort zu übersehen), und schließlich, wenn ich keine Wahl mehr hätte und die Proteste der Hausbewohner meine ohnehin schwache Position als Familienvater gefährdeten, würde ich mich geschlagen geben und die Reparatur vornehmen.

Aber wenn ich eine Geschichte schreibe und in dieser Geschichte solch eine Gisela herumläuft, klein und korpulent, *verwandle ich mich im Laufe des Schreibens nach und nach in diese Gisela*. Selbst wenn sie in der Geschichte nur eine Randfigur ist, und auch wenn sie in der Geschichte nur ein paar Seiten lang vorkommt, muss ich, will ich, lechze ich danach, Gisela zu sein.

Und wenn ich Gisela *schreibe*, gehe ich wie Gisela, esse ich wie Gisela und werfe mich nachts im Schlaf herum wie Gisela in ihren Albträumen. Und ich keuche schwerfällig hinter dem Bus her und messe jede Entfernung, die ich zu Fuß zurücklegen muss, nach dem Maßstab ihrer kurzen, dicken, bandagierten Beine. Und wenn ich meine Gisela an die Nähmaschine setze, sprudelt das zusätzliche Pedal, ohne das sie nicht an die Singervariante reichen würde, wie selbstverständlich aus mir heraus.

Ich bin mir sicher, auch wenn ich das zusätzliche Pedal nicht hinzugefügt hätte, hätten die meisten Leser beim Lesen der Beschreibung der nähernden Gisela sein Fehlen gar nicht registriert. Nicht nur das. Sogar wenn ich selbst nach einer Weile diesen Abschnitt gelesen hätte, wäre mir nicht aufgefallen, dass dort etwas fehlt.

Nichtsdestotrotz hätte es gefehlt. Irgendein kleines Loch von der Größe eines Pedals hätte in der Geschichte geklafft. Und der Fuß der bedauernswerten Gisela hätte für alle Ewigkeiten über dem Singerpedal gehangen, und es wäre ihr nie und nimmer gelungen, das Rad der Maschine in Gang zu setzen; es ist durchaus möglich, dass an anderen Stellen des Buches ähnliche kleine Vakuen entstanden wären, die sich auf ihre stumme, heimliche Art zusammengetan und im Herzen des Lesers ein lästiges Gefühl von Leere hinterlassen hätten, und ein dumpfes Misstrauen gegenüber der Nachlässigkeit des Autors, vielleicht sogar ein Gefühl des Vertrauensbruchs.

Doch wenn der Schriftsteller sich die Freiheit nimmt, Gisela zu sein, wenn er die seltene, wunderbare Einladung wahrnimmt, mit Leib und Seele diese Gisela zu sein, werden sich Zusatzpedale und noch tausend andere Details und Gefühle und Realitätsrequisiten von selbst aus ihm ergießen, und er kann sie der Figur, über die er schreibt, schenken.

Diese Eingebungen sind dem Schreibenden größtenteils gar nicht bewusst. Sie geschehen auf so absolut natürliche Weise, wie der Baum seine Früchte hervorbringt. Und wenn sie da sind, kann der Schreiber Gisela – beinahe ohne nachzudenken – das Zusatzpedal zur Verfügung stellen, und ihr Fuß gelangt an das Singerpedal, und sie kann es bedienen, und das Pedal wird das große seitliche Rad in Gang setzen, und es wird sich drehen, und das Rad der Geschichte wird sich mit ihm drehen, und die ganze zerbrechliche aberwitzige Welt, die durch die Kombination von Phantasie und Realität und Buchstaben auf Papier entsteht, wird sich vollständig und zielsicher in Bewegung setzen.

Wenn ich eine Figur entwerfe, möchte ich ihre Charaktereigenschaften und Gemütszustände so gut es geht kennenlernen, spüren und erleben, darunter auch Dinge, die man kaum benennen kann: zum Beispiel ihren psychischen und physischen Tonus – ihre Muskelanspannung –, ihre Lebendigkeit, Wachsamkeit und Behutsamkeit ihrer körperlichen und seelischen Existenz. Die geistige Beweglichkeit, den Rhythmus ihres Sprechens, die Pausen zwischen ihren Worten, ihr Lachen, die Beschaffenheit ihrer Haut, ihres Haars und ihre Lieblingsposition bei Schlaf und Beischlaf.

Selbstverständlich wird nicht alles in ein Buch eingehen: Es ist immer besser, wenn nur die Spitze des Eisberges, nur ein Zehntel von dem, was der Schriftsteller über seine Figuren weiß, in einem Buch auftauchen. Aber der Schriftsteller selbst muss auch die neun Zehntel unter Wasser kennen und spüren. Denn nur das, was an der Oberfläche erscheint, wird die Wahrheit nicht treffen; doch wenn die neunzig Prozent im Bewusstsein des Schriftstellers existieren, reflektieren sie ihre Glaubwürdigkeit auf die Geschichte, dienen ihr als Resonanzkasten, als feste Basis, und sie sind es, die dem Leser einen vollendeten Charakter präsentieren.

Ich kann Ihnen versichern, wenn ich zu einer solchen Kenntnis des anderen gelange – das passiert mir nicht immer, nicht bei jeder Figur, ich wünschte, ich könnte diesen Zustand bei jeder Figur erreichen, aber zu meinem Leidwesen ist dem nicht so –, wenn ich in der Geschichte, die ich schreibe, an diesen Punkt gelange, empfinde ich eines der größten Glücksgefühle, die es beim Schreiben gibt: die Möglichkeit, meinen Figuren zu erlauben, in

mir sie selbst zu sein. Das heißt, der Schriftsteller wird zu dem Raum, in dem seine Figuren Talente und Wünsche, Handlungen, Triebe, Albernheiten, Wahnsinnstaten und Gnadenmomente verwirklichen. Dinge, zu denen der Autor persönlich vielleicht gar nicht in der Lage wäre – weil er ein begrenzter Mensch ist (mit einer „Grenze“ und voller Unzulänglichkeiten) und weil diese Talente, Wünsche und Aktivitäten ihm bedrohlich erscheinen oder ihn gewissermaßen in Frage stellen und manchmal geradezu widerlegen.

Und wie wundersam ist das, was für ein Glück, wie sehr belohnen einen solche Momente. Es ist, als würde der Verfasser beim Schreiben über eine bestimmte Figur selbst auch von ihr geschrieben. Oder als würde plötzlich irgendeine unbekannte Option seines eigenen Charakters ausformuliert, eine Option, die stumm, latent und unterdrückt war, von einer der Figuren erlöst.

Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, wie herrlich es ist, wenn eine Figur, die ich erfand, mich auf diese Weise verblüfft oder sogar betrügt. Das heißt, wenn sie meinem Bewusstsein, meinem Charakter und meinen Ängsten zuwiderhandelt, meinen Horizont überschreitet. Das Gefühl, das einen in solchen Momenten erfasst, ist eine Kombination außergewöhnlichen physischen und psychischen Glücks, als ob irgendeine starke Identität, die mir nicht einmal vollständig bekannt ist, mich regelrecht dazu zwingt, aus meiner Haut zu schlüpfen und abzuheben.

Schreiben im Katastrophengebiet

„Unser persönliches Glück oder Unglück, unsere irdische Befindlichkeit, hat große Bedeutung für das, was wir schreiben“, sagt Natalia Ginzburg in dem Band *Es fällt schwer, von sich zu sprechen...* (...) Dabei fällt mir sofort die Maus in Kafkas Parabel *Kleine Fabel* ein. Die Maus mit der lauernden Katze hinter sich und der zuschnappenden Falle vor sich sagt: „Ach, die Welt wird enger mit jedem Tag.“ (...) Die Welt wird tatsächlich mit jedem Tag enger und bedrängender. (...) In vielen Regionen der Welt befinden sich Milliarden von Menschen in dieser oder jener „Lage“, in der ihre Existenz, ihre Werte, ihre Freiheit und Identität mehr oder weniger bedroht sind. Fast jeder von uns hat seine eigene „Lage“, seinen persönlichen Fluch. Jeder von uns spürt, wie seine spezifische „Lage“ zur Falle werden kann, die ihm seine Freiheit, sein Heimatgefühl, seine private Sprache, seinen freien Willen raubt.

In dieser Realität schreiben wir Schriftsteller und Dichter. In Israel und Palästina, in Tschetschenien und im Sudan, in New York und im Kongo. Manchmal richte ich mich während der Arbeit, nachdem ich mehrere Stunden geschrieben habe, auf und denke: Genau in diesem Moment sitzt ein anderer Autor, den ich möglicherweise nicht einmal kenne, in Damaskus oder Teheran, in Ruanda oder Dublin ebenso wie ich über einer seltsamen, widersprüchlichen, wunderbaren, kreativen Arbeit, inmitten einer Realität, die aus so viel Gewalt, Entfremdung, Gleichgültigkeit und Einschränkungen besteht. Ich habe dort irgendwo einen fernen Verbündeten, der nichts von mir weiß. Und dennoch weben wir gemeinsam an diesem abstrakten Netz, das ungeheuer stark ist, das die Kraft besitzt, die Welt zu verändern und eine eigene Welt zu schaffen, die Kraft, Stumme zum Reden zu bringen, die Kraft des *Tikkun*, der Korrektur – in dem tiefen Sinn, den ihr die Kabbala verleiht.

Ich schrieb über die krankhafte Eifersucht eines Mannes auf seine Frau, über obdachlose Kinder in den Straßen Jerusalems, über einen Mann und eine Frau, die sich in einer Phantasiewelt der Liebe ihre private, fast schon hermetische Sprache erfinden. Ich schrieb über die Einsamkeit des biblischen Helden Samson und über die subtilen, abstrusen Beziehungen zwischen Frauen und ihren Müttern – und zwischen Eltern und Kindern überhaupt. (...)

„In dem Augenblick, in dem man schreibt“, sagt Natalia Ginzburg, „ist man durch ein Wunder geneigt, von den gegenwärtigen Umständen des eigenen Lebens abzusehen... Aber glücklich oder unglücklich zu sein, bringt uns dazu, auf die eine oder andere Weise zu

schreiben. Sind wir glücklich, hat unsere Phantasie mehr Kraft; sind wir unglücklich, arbeitet unser Gedächtnis lebhafter.“

Wenn wir schreiben, spüren wir, wie die Welt sich bewegt, dass sie flexibel ist und voller Möglichkeiten. Sie ist gewiss nicht erstarrt. Wo Menschlichkeit ist, gibt es keinen Stillstand, keine Lähmung und eigentlich auch nicht so etwas wie einen Status quo (auch nicht, wenn wir manchmal fälschlicherweise denken, es gäbe ihn, und auch nicht, wenn manch einer möchte, dass wir diesem Irrglauben unterliegen).

Ich schreibe. Ich kann die Vielzahl an Möglichkeiten fühlen, die jede menschliche Lebenslage in sich birgt. Und ich spüre die Freiheit, zwischen ihnen zu wählen. Diese wunderbare Freiheit, die ich schon verloren zu haben glaubte. Ich genieße den Reichtum der authentischen, persönlichen, intimen Sprache. Ich denke an das wohltuende, tiefe Durchatmen, wenn es mir gelingt, der Klaustrophobie von Parolen und Klischees zu entkommen. Auf einmal atme ich mit beiden Lungenflügeln.

Ich schreibe, ich gebe meine intimsten, privatesten Worte einer äußeren fremden Welt preis. Ich mache mir die Welt gewissermaßen zu eigen. Und so kehre ich heim von einem Ort, an dem ich mir fremd und verbannt vorkam. Schon allein dadurch ändere ich ein wenig das, was mir zuvor unabänderlich erschien. Auch wenn ich die hermetischste Willkür beschreibe, die mein Dasein bestimmt – sei es die von Menschen oder die des Schicksals –, stoße ich automatisch auf neue Nuancen, neue Feinheiten. Ich entdecke, dass der bloße Akt des Schreibens über die Willkür mir Bewegungsfreiheit von ihr verschafft. Dass ich allein durch die Auseinandersetzung mit der Willkür Freiheit erlange – vielleicht die einzige, die ein Mensch vor irgendeiner Willkür hat –, die Freiheit, die Tragik seiner Lage *in eigene Worte* zu fassen, die Freiheit, sich auf eine andere, neue Weise zu definieren, dem die Stirn zu bieten, was einen knebelt und einen in das Korsett der Willkür zwingt.

Ich schreibe auch über das Unwiederbringliche. Über das Untröstliche. Und selbst dann – was ich mir noch nicht erklären kann – schnappen meine Lebensumstände nicht so über mir zu, dass sie mich lähmen. Jeden Tag, den ich an meinem Schreibtisch sitze, berühre ich etliche Male Trauer und Verlust, als würde ich mit bloßen Händen an elektrischen Strom fassen, und sterbe doch nicht. Ich begreife nicht, wie dieses Wunder geschieht. Wenn ich meinen Roman beendet habe, werde ich es vielleicht zu ergründen versuchen. Nicht jetzt. Es ist zu früh.

Die Sprache des Einzelnen und die Sprache der Masse

Für eine Vielzahl schrecklicher Dinge, die um uns herum passieren, übernehmen wir nicht die geringste persönliche Verantwortung. Weder durch aktive Unterstützung noch durch den Ausdruck von Empathie. Es ist so einfach – wenn es um die Last der persönlichen Verantwortung geht –, uns in einen Teil der Menge zu verwandeln, einer gesichtslosen, identitätslosen Menge – scheinbar jeder Verantwortung enthoben und von Schuld befreit.

Und möglicherweise lautet die große Frage, die wir uns heutzutage unentwegt stellen müssten: In welcher Situation, in welchem Moment werde ich zur „Masse“?

Ich werde zur „Masse“, wenn ich aufhöre, mir die moralischen Grundsätze ins Gedächtnis zu rufen, für die ich mich entschieden habe. Und wenn ich aufhöre, mir meine moralischen Kompromisse bewusst zu machen, sie stets aufs neue zu benennen, mit immer wieder neuen, frischen, in mir noch nicht abgedroschenen Worten, mit Worten, die in mir noch nicht erstarrt sind, die ich nicht ignorieren kann, mit denen ich mich nicht herausreden kann und die mich – weil sie unverbraucht sind – zwingen, zu meinen Entscheidungen zu stehen und den Preis für sie zu zahlen.

Die Masse braucht bekanntlich die *Sprache der Masse*. Eine Sprache, die sie formt und die sie dazu aufhetzt, auf eine bestimmte Weise zu handeln. Die Ausreden für bestimmte Handlungsweisen liefert und eventuelle moralische und emotionale Widersprüche entschärft. Mit anderen Worten: Die Sprache der Masse ist eine Sprache, die darauf ausgerichtet ist, den Einzelnen von der Verantwortung für sein Handeln zu befreien, ihn zeitweise von seinem privaten, individuellen Urteilsvermögen, von seinem gesunden Menschenverstand und seinem natürlichen Gerechtigkeitssinn abzukoppeln.

Die Welt, in der wir heute leben ist vielleicht nicht auf eine so nackte und eindeutige Weise brutal wie die Welt, die die Nazis geschaffen hatten, aber es laufen in ihr bestimmte Mechanismen ab, deren Gesetzmäßigkeiten ähnlich sind: das Verwischen menschlicher Einzigartigkeit, das Verschwinden jeglicher Verbundenheit und Verantwortung für das Schicksal anderer. Die Vorherrschaft von immer mehr Gewalt und Fremdheit in einer Welt, wo ständig Hass und Ängste entfacht werden, in der es scheint, dass die fanatischen, fundamentalistischen Kräfte von Tag zu Tag zunehmen, während die anderen Kräfte die Hoffnung auf eine Veränderung allmählich aufgeben.

Die Werte und die Horizonte dieser Welt, die Atmosphäre und die vorherrschende Sprache werden weitgehend von jenem Phänomen diktiert, das man als Massenmedien bezeichnet. Dieser Begriff wurde bereits in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geprägt, als Soziologen von Massengesellschaften zu sprechen begannen. Aber sind wir uns heute der Bedeutung dieses Begriffes und des Prozesses, den er durchlaufen hat, wirklich bewusst? Begreifen wir, dass die Massenmedien nicht nur Kommunikation für die Masse liefern, sondern auf vielerlei Art ihre *Konsumenten erst zu einer Masse machen*?

Sie tun dies durch die Gewalt und den Zynismus, die hinter jedem Begriff aufleuchten; durch die flache, vulgäre Sprache, die sie benutzen, die Banalität und Scheinheiligkeit, mit der sie komplexe politische und moralische Probleme behandeln, die geistige und emotionale Prostitution, die sie um uns herum betreiben und zu der sie uns verführen durch den Kitsch, in den sie alles, was sie berühren, tauchen – den Kriegskitsch und den Todeskitsch, den Liebeskitsch, den Intimitätskitsch.

Zwar scheint es auf den ersten Blick, dass diese Medien sich gerade auf den Einzelnen und nicht auf die Masse fokussieren. Auf den Individualismus und nicht auf das Kollektiv. Hier liegt allerdings ein gefährlicher Trugschluss: Die Massenmedien betonen zwar den Einzelnen, heben ihn in den Himmel und scheinen ihn immer mehr zu seinem Selbst zu führen, doch letztendlich führen sie ihn nur zu ihm selbst: zu seinen eigenen Bedürfnissen, zu seinen eigenen persönlichen Interessen, zu seinen privaten Wünschen und Leidenschaften. Offen und verborgen befreien sie den Einzelnen von dem, was er ohnehin am liebsten los wird: von der Verantwortung für die Konsequenzen seiner Taten für andere: Und von dem Moment an, in dem sie sein Verantwortungsgefühl einschläfern, vernebeln sie selbstverständlich auch sein politisches, gesellschaftliches und moralisches Bewusstsein. Sie verwandeln ihn in einen praktischen, devoten Rohstoff für ihre eigenen Manipulationen und die anderer Interessensgemeinschaften. Mit anderen Worten: Sie machen ihn zu einem Teil der Masse.

Dies gilt natürlich nicht für sämtliche Medien. In jedem Land gibt es noch immer Inseln der Seriosität, der gesellschaftlichen Verantwortung und des Verständnisses für die ökologische und die intellektuelle Katastrophe, vor der wir stehen. Selbstverständlich sind nicht die Massenmedien schuld an den Tragödien, die sich in unserer Welt ereignen, und an den destruktiven Prozessen, die sie durchläuft. Doch zweifellos haben sie einen Anteil daran,

eine Atmosphäre, ein Bewusstsein und einen „Zeitgeist“ zu schaffen, die diese Prozesse letztlich unterstützen und die Heilung von ihnen erschweren.

Diese Medien – gedruckt, gesendet oder online, oft kostenlos, omnipräsent und mit enormem Einfluss – sind von dem tiefen Bedürfnis getrieben, das Feuer des breiten Publikumsinteresses zu schüren, seine hungrigen Triebe immer wieder zu reizen. Und auch wenn sie sich mit Themen beschäftigen, die eine moralische, humanitäre Komponente haben, und selbst wenn sie in die Rolle gesellschaftlicher Verantwortung schlüpfen, scheint der erhobene Finger, mit dem sie auf die Zentren von Korruption, Unrecht und Leid zeigen, eher der Finger eines Automaten, ohne echtes Interesse an den aufgezeigten Problemen. Das wahre Ziel dieser Medien – abgesehen von der Profitmaximierung ihrer Eigentümer – ist die Erhaltung eines permanenten Reizzustandes, einer „öffentlichen Anprangerung“ oder „öffentlichen Absolution“ gewisser Individuen, die blitzschnell ausgetauscht werden.

Die schnelle Austauschbarkeit ist die Botschaft der Massenmedien. Manchmal scheint es, dass nicht die Informationen an sich grundlegend und wichtig sind, sondern der Rhythmus, in dem sie einander ablösen. Der neurotische, gierige, konsumierende, verführerische Puls, den die Massenmedien schaffen. Der Zeitgeist: Das Zappen ist die Botschaft.

Die Literatur hat keine einflussreichen Repräsentanten in den Machtzentren dieser von mir beschriebenen Welt, und es fällt mir schwer zu glauben, dass sie sie verändern kann. Doch sie vermag alternative Wege aufzuzeigen, wie man in dieser Welt nach einem inneren Rhythmus und mit einer inneren Kontinuität leben kann, die unseren natürlichen, seelischen und geistigen Bedürfnissen viel mehr entsprechen als das, was uns mit Gewalt von äußeren Systemen aufgezwungen wird.

Ich weiß, dass ich bei der Lektüre eines guten Buches ein inneres Aufklaren durchlebe: Das Gefühl meiner Einzigartigkeit als Mensch wird deutlicher. Die differenzierte, präzise Stimme, die von außen zu mir vordringt, bringt Stimmen in mir zum Sprechen, die vielleicht stumm waren, bis jenes bestimmte Buch kam und sie weckte. Auch wenn Tausende von Menschen in einem bestimmten Moment das gleiche Buch lesen wie ich, steht schließlich jeder von uns allein davor. Für jeden Einzelnen von uns ist das Buch ein Lackmuspapier von einer anderen Sorte. *[Lackmus: Farbstoff, der sich in verschiedenen Farben verändern kann.]*

Das gute Buch – und es gibt nicht viele gute Bücher, denn auch die Literatur ist selbstverständlich den Verführungen und Hindernissen der „Massenmedien“ ausgesetzt – macht den Leser einzigartig und befreit ihn aus der Menge. Es gibt ihm die Möglichkeit zu spüren, wie aus unbekanntem Regionen Seeleninhalte, Erinnerungen und Existenzmöglichkeiten in ihm auftauchen und an die Oberfläche steigen, die ihm allein gehören und nur ihm. Die ausschließlich die Frucht seiner Persönlichkeit sind. Das Ergebnis seiner intimsten Schlussfolgerungen. Denn im alltäglichen Leben, in der Vulgarität des Alltags, in der allgemeinen Beschmutzung des Intellekts, der flachen, undifferenzierten Sprache, haben diese Seelenstoffe es schwer, aus jenen inneren Tiefen aufzusteigen und zu Wort zu kommen.

Im Idealfall kann die Literatur unser Schicksal und das Schicksal anderer, die weit von uns entfernt leben und uns völlig fremd sind, verbinden. Sie kann uns zuweilen zum Staunen darüber bringen, dass wir nur mit knapper Not dem Schicksal fremder Menschen entgangen sind, oder Trauer darüber in uns auslösen, dass wir diesen Fremden nicht wirklich nahe sind, nicht die Hand nach ihnen ausstrecken und sie berühren können. Ich sage nicht, dass diese Gefühle uns sofort zu irgendeiner Handlung motivieren, doch ohne sie ist sicher keine Solidarität, Verbindlichkeit und Verantwortung möglich.

Im Idealfall kann die Literatur uns die Gnade gewähren, die Kränkung der Entmenschlichung ein wenig zu überwinden, die das Leben in großen, anonymen, globalisierten Gesellschaften uns antut: die Kränkung, selbst in einer „grobem“ Sprache beschrieben zu werden, in Klischees, Verallgemeinerungen und in Stereotypen; die Kränkung unserer Verwandlung in einen – wie Herbert Marcuse sagte – eindimensionalen Menschen.

Das Lesen – die Literatur – gibt uns unsere Selbstachtung zurück und unser ursprüngliches Gesicht, unser menschliches Antlitz, bevor es in der Masse verschwamm und ausradiert wurde. Bevor wir von unserem Selbst enteignet, vergesellschaftet und als Massenware zum billigsten Preis verkauft wurden.

WEITERE ZITATE:

„In mir erwacht die Furcht, dass wir jetzt vielleicht nahe daran sind, uns in eine Rüstung zu verwandeln, in der es keinen Ritter mehr gibt, keinen *Menschen*.“

„Wegen der ständigen – durch und durch realen – Furcht vor Verletzung oder Tod, vor einem unerträglichen Verlust oder auch „nur“ vor schwerer Demütigung drosseln wir alle (...) unsere eigene Vitalität, unsere seelische Amplitude [*Wechselspannung*] und unsere Wahrnehmungsskala und ummanteln uns mit immer mehr Schutzschichten, unter denen wir schließlich ersticken.“

„Meist nimmt man gar nicht mehr wahr, wie sehr das Leben mit der Angst vor der Angst stattfindet. Und in welchem Masse die Angst nach und nach unser Wesen verändert und verzerrt – dies gilt für das Individuum und auch für die Gesellschaft – und wie sehr sie einem die Lebensfreude und den Geschmack am Leben raubt.“

„Das Geheimnis des Zaubers und der Größe der Literatur liegt darin, dass sie für uns immer wieder die Tragödie des Einzelnen aus der Statistik der Millionen befreit. Des Einzelnen, von dem eine Geschichte handelt, und des Einzelnen, der diese Geschichte liest.“

„Denn irgendwo in seinem Innern weiß jeder Mensch, wann er Unrecht tut oder mit dem Unrecht kooperiert. Irgendwo im Herzen jedes vernünftigen, normalen Menschen gibt es eine Stelle, an der er sich selbst nicht über seine Handlungsweisen und ihre Konsequenzen hinters Licht führen kann. Die Last, die das Unrecht verursacht – selbst wenn es verdrängt wird –, existiert und hat Konsequenzen und einen Preis.“

„Es wird sehr schwer werden, sich von den Beschädigungen durch die Gewalt und die Ängste zu lösen, wie es einem Sklaven manchmal schwerfällt, sich von seinen Fesseln zu befreien. Wie es mitunter einem Menschen schwerfällt, ein Gebrechen aufzugeben, um das er seine Persönlichkeit gebaut hat.“

„Heute ist mir klar,
dass nur in den Büchern
Dinge gleichzeitig existieren
und verloren sein können.“

David Grossman

PLÄDOYERS FÜR DEN FRIEDEN IM NAHEN OSTEN:

"Lärm. Lärm ist das erste Wort, das mir einfällt, wenn ich an die letzten zehn Jahre denke. Fürchterlicher Lärm. Schüsse und Schreie, Hetzreden, Jammern und Klagen, Explosionen und Demonstrationen, große leere Worte, Sondersendungen vom Ort des Anschlags, Rufe nach Rache, dröhnende Hubschrauber am Himmel, die heulenden Sirenen der Ambulanzen und das frenetische Klingeln der Telefone nach jedem Zwischenfall. Im Zentrum des Wirbelsturms, im Auge des Hurrikans, herrscht Stille. Es ist die Leere, in der jeder Mensch, ob Israeli oder Palästinenser, begreift, dass er sein Leben verschwendet, dass es in einem sinnlosen Kampf verrinnt. "

"Gehen Sie zu den Palästinensern. Suchen Sie nicht immerfort Gründe, nicht mit ihnen zu reden. Sprechen Sie sie an. Machen Sie ihnen ein Angebot, das die Gemäßigten unter ihnen akzeptieren können. ... Betrachten Sie die Palästinenser einmal nicht durch Kimme und Korn oder eine geschlossene Straßensperre. Sie werden ein Volk erblicken, das nicht weniger gepeinigt ist als wir. Ein besetztes, deprimiertes Volk ohne Hoffnung." (*in seiner Klagerede an die israelische Regierung – am Jahrestag des Attentats auf Premier Jitzhak Rabin*)

PORTRÄT VON DAVID GROSSMAN

David Grossman lebt in Mevaseret Zion, einem Vorort Jerusalems. Er ist verheiratet und Vater dreier Kinder. Grossman studierte Philosophie und Theater an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Anschließend arbeitete er als Korrespondent und Moderator für die israelische öffentlich-rechtliche Hörfunkanstalt Kol Israel. Zwischen 1970 und 1984 war er für eine populäre Kindersendung verantwortlich. Nach seiner Verhaftung wegen seiner kritischen Äußerungen gegen die staatliche Zensur, widmete er sich ganz der erwachsenen Belletristik, in der sich nach Grossman der Schreiber nicht wie in den (gedruckten und gesendeten) Massenmedien dressieren lassen muss. Seine Romane handeln von menschlichen Problemen unserer Zeit. Im Roman *Stichwort: Liebe* verarbeitete er den Umgang der zweiten Generation mit dem Holocaust.

Grossman ist als politisch links gerichteter Friedensaktivist hervorgetreten, als Vermittler zwischen Israelis und Palästinensern. In mehreren Büchern hat er sich kritisch zum Nahostkonflikt geäußert. Er gehört zu den Unterzeichnern der Genfer Friedensinitiative von 2003. Im August 2006 forderte er gemeinsam mit Abraham B. Jehoshua und Amos Oz von Israels Regierungschef Ehud Olmert ein sofortiges Ende der Kämpfe im Libanon. Wenige Tage später, am 12. August 2006, starb Grossmans zweiter Sohn Uri im Südlibanon, als sein Panzer von einer Panzerabwehrrakete getroffen wurde. Just in dieser Zeit schrieb Grossman an seinem Roman *Eine Frau flieht vor einer Nachricht*, das sich mit dem Thema des Kindesverlusts auseinandersetzt.

Bücher (auf Deutsch)

- *Das Lächeln des Lammes*. Roman. Hanser, München 1988 [*nicht i.m. Sammlung*]
- *Stichwort: Liebe*. Roman. Hanser, München 1991 [*nicht i.m. Sammlung*]
- *Der Kindheitserfinder*. Roman. Hanser, München 1994
- *Zickzackkind*. Roman. Hanser, München 1996 [*nicht i.m. Sammlung*]
- *Sei du mir das Messer*. Roman. Hanser, München 1999
- *Wohin du mich führst*. Roman. Hanser, München 2001 [*nicht i.m. Sammlung*]
- *Diesen Krieg kann keiner gewinnen. Chronik eines angekündigten Friedens*. Hanser, München 2003 [*nicht i.m. Sammlung*]
- *Das Gedächtnis der Haut*. Roman. Hanser, München 2004
- *Die Kraft zur Korrektur. Über Politik und Literatur*. Hanser, München 2008
- *Eine Frau flieht vor einer Nachricht*. Roman. Hanser, München 2009

Auszeichnungen

- 1991 Nelly-Sachs-Preis
- 2008 Geschwister-Scholl-Preis für *Die Kraft zur Korrektur*
- 2009 Literaturpreis Albatros der Günter-Grass-Stiftung Bremen für seinen Roman *Eine Frau flieht vor einer Nachricht*
- 2010 Friedenspreis des Deutschen Buchhandels für sein Eintreten für den israelisch-palästinensischen Dialog

AUSZÜGE AUS DEN ROMANEN VON DAVID GROSSMAN

Sei Du mir das Messer (*Briefroman, Fischer-Verlag, 2010*)

Jair hat Mirjam nur ein einziges Mal gesehen, er verliebt sich in sie. Und schreibt ihr. Er schlägt ihr eine ganz unkonventionelle Beziehung vor, rein brieflich und ohne Verpflichtung. Jeder soll sonst so leben, wie er mag. Mirjam erliegt der Faszination seiner Worte, und sie erzählen einander Geschichten – bis ein Treffen unvermeidbar scheint. (*Inhaltsangabe*)

[Der Titel des Buches bezieht sich auf ein Zitat von Franz Kafka:

„Liebe ist, dass Du mir ein Messer bist, mit dem ich in mir wähle.“]

„...ich möchte Ihnen einfach geben, was ich sonst niemandem geben kann. Ich meine, die Art von Dingen, von denen ich nicht einmal ahnte, dass ich sie jemals mit einem anderen würde teilen können oder teilen wollen.“

„...was haben wir mit der Realität zu tun, sie wird ohnehin nicht bereit sein, uns einen Platz einzuräumen.“

„Wo soll ich beginnen, wenn es nur von allen Seiten gleichzeitig ginge, und dieser Eindruck, dass jedes Wort prall gefüllt ist mit untauglichen Buchstaben, nicht wahr? Dass jemand an der Stiftspitze Hebräisch in Französisch verwandelt...“

„...auf dass Sie schon alles wüssten, augenblicklich, dass Sie mich ganz annähmen, dass ich in Ihnen enthalten wäre, dass ich die Augen aufschlüge und Sie lächelnd vor mir sähe, wie Sie sagen, es ist gut, wir können beginnen.“

„Nein, mich schreckt die Fremdheit zwischen uns nicht. Im Gegenteil, ganz im Gegenteil – sagen Sie mir, was gibt es Verlockenderes und Verrückteres als die Gelegenheit, etwas überaus Kostbares zu vergeben, das Teuerste an sich, ein Geheimnis oder eine Schwachstelle, oder eine ganz und gar unerhörte Bitte auszusprechen, wie die, mit der ich mich an Sie gewandt habe, und dieses Kleinod einem vollkommen Fremden in die Hände zu legen (gerade einem Fremden!), und sich dabei vor Scham und Schande zu verzehren, dass

man sich solch einer fadenscheinigen Illusion hingibt und dass es in einem dieses Betteln gibt, und so verbrachte ich drei Tage und drei Nächte, jeden einzelnen Augenblick, wie in einem Verlies oder in einer Falle, und dann, als ich, trüb und grau, schon kurz vor dem Verzicht stand, vor der Schaltheit, der Schadenfreude, da auf einmal Ihre weisse Hand...“

„Ich wünsche mir, dass Sie es verstehen, ich spreche tatsächlich nur von Briefen, nicht von einem Treffen, nie von Physis, kein Fleisch, nicht mit Ihnen, das ist mir nach Ihrem Brief durch und durch klargeworden, nur Worte. Von Angesicht zu Angesicht würde es uns verderben, würde sogleich in die gängigen Bahnen abgleiten. Und selbstverständlich streng vertraulich, ohne einen Dritten einzuweihen, damit sich unsere Worte nicht von aussen gegen uns richten. Nur meine Worte werden Ihren Worten begegnen, und wir werden spüren, wie sich ganz allmählich der Rhythmus unserer Atemzüge angleicht.“

„Auf den ersten Blick vermochte ich das Gelesene nicht aufzunehmen. Als ob aus jedem Wort, selbst aus dem neutralsten, ein gleissender Glanz stieg, wie ihn das Wort ‚Ich‘ ausstrahlt, wann immer man sich hineinvertieft, ein Augenblick des Verstehens, und dann eine Art dunkles Zwielficht, das sich allmählich vom Mittelpunkt auszubreiten beginnt und einen ansaugt.“

„...ich habe einmal (...) gelesen, wir hätten ein Knöchelchen mit Namen ‚Mandel‘ im Körper am Ende der Wirbelsäule, das unzerbrechlich sei und das nach dem Tod nicht verwese, das man auch nicht verbrennen könne und das nach der Auferstehung der Ausgangspunkt für die Neuerschaffung des Menschen sei (*aus dem Judentum*). Ich habe mir ein Spiel daraus gemacht – ich versuchte herauszufinden, was die ‚Mandel‘ meiner Bekannten ist, was würde das letzte sein, was von Ihnen bliebe, was an Ihnen war unsterblich und woraus würden sie neu erschaffen. Zweifellos hab ich auch mich selbst gefragt, was die meine ist, doch keine Theorie erfüllte sämtliche Bedingungen, späterhin stellte ich das Fragen und Suchen ein, ich erklärte meine ‚Mandel‘ für vermisst, bis ich Sie auf dem Schulhof sah und jäh jene alte Vorstellung von den Toten erwachte, und mit ihr der verrückte, süsse Gedanke, dass sie vielleicht nicht in mir selbst zu suchen ist, sondern in einem anderen?“

„Ich kann spüren, wie Sie zusammenzucken (wahrhaftig: Ihr Körper verzieht die Miene), womöglich habe ich auch ein überdurchschnittlich verletzendes Wort gebraucht? Sie müssen mich führen, mir sagen, wo es weh tut und wo ich behutsam sein muss.“

„Alles zu sein oder nichts...“

„Denn als sie mir antworteten, beschloss ich, dass alles, was lhretwegen mit mir passieren wird, Ihnen gehören soll. Notiert-in-mir-notiert-in-Ihnen. Jeder Gedanke, jeder Wunsch, jede Leidenschaft und jede Angst, jeder Säugling und jeder Fötus und jeder Abortus, die in mir durch Sie entstehen, das ist das Wesen meines Vertrags mit Ihnen, und nur mit Ihnen, dass ich hiermit auf jedes Make-up zu Werbezwecken verzichte, und auf die innere Zensur, und überhaupt auf das Recht auf Selbstverteidigung. (Was für eine Erleichterung, allein diese Worte zu schreiben.)“

„...ich will mir versichern können: ‚Mit ihr habe ich Wahrheit geblutet‘, ja, das ist es, was ich möchte, dass Sie mir das Messer sind und ich Ihnen, ich gelobe es, ein scharfes Messer, aber ein barmherziges, eines Ihrer Worte, ich wusste gar nicht mehr, dass es zulässig ist, solch ein zarter, weicher Klang, ein Wort ohne Haut (wenn man es ein paar Mal laut ausspricht, fühlt man sich wie salzige, harte Erde, in deren Risse Wasser zu sickern beginnt).“

„Mit einer Hand gibt man, und mit zweien nimmt man!“

„...was mich so in Panik versetze und wie es sein könne, dass einer, der es gewagt habe, solch einen grossen Wunsch an das Leben zu stellen, auch so viel Angst davor habe.“

„Etwas an der Art, wie Sie schreiben, erinnert mich daran, wie ich mit dem Gedanken spielte, meinem Sohn eine Privatsprache beizubringen. Ihn mit Absicht von der sprechenden Welt zu isolieren und von Geburt an zu täuschen, damit er nur der Sprache Glauben schenkte, die ich ihm gab. Gütig sollte sie sein. Ich zog in Betracht – ihn bei der Hand zu nehmen und ihm alles, was er sah, mit Namen zu benennen, die ihm Leid ersparten. Er sollte gar nicht erst begreifen, dass es etwas wie Krieg gibt und dass Menschen töten, und dass dieses Rot Blut

ist. ein abgedroschener Gedanke, ich weiss, doch die Vorstellung gefiel mir, wie er mit einem unschuldigen, vertrauensseligen Lächeln durch das Leben ginge, das erste erleuchtete Kind. Ich brauche Ihnen ja nicht zu sagen, wie glücklich ich war, als er zu sprechen begann. Sie erinnern sich sicher an dieses Wunder, daran, wie es ist, wenn ein Kind beginnt, den Dingen Namen zu geben. Und dennoch, wann immer er ein neues Wort gelernt hatte, ein Wort, das auch ein wenig ‚allen‘ gehörte, das der Allgemeinheit gehörte, auch bei seinem ersten Wort, einem schönen – ‚Licht‘ –, wurde mir das Herz in den Spitzen bitter, denn ich dachte – wer weiss, was er in diesem Moment verliert und was für eine unendliche Vielfalt an Licht er fühlte und sah, schmeckte und roch, bis zu dem Moment, in dem er alles in den kleinen Terminus ‚Licht‘ verpackte, mit diesem Schalter von t am Ende. Sie verstehen das, nicht wahr? Ja, sicher, in bitteren Herzspitzen kennen Sie sich aus.“

„...um sie vor mir zu schützen, würde ich in Zukunft für immer bei ihr bleiben müssen, was halbwegs ein Witz war, aber auch tiefe Wahrheit, und die schicksalhafte Logik zweier Menschen enthielt, eines Paares, und Sie wissen ja, dass dies eine Logik ist, die zwei Lebensgefährten bisweilen erst nach einem kompletten gemeinsamen Leben begreifen (...), wir aber hatten schon am Anfang einen Blick hineingeworfen.“

„...dass ich, sagen wir, der Mensch mit der gewaltigen Brandwunde im Gesicht bin, der den Entschluss fasste dennoch diesen menschengemachten Raum zu betreten...“

„Sie hatten recht, dass ich im Grunde einen Partner für eine imaginäre Reise suche, aber Sie irren in Ihrer Vermutung, dass ich gar keinen realen Partner brauche. Genau das Gegenteil ist der Fall: Ich brauche einen realen Partner für eine imaginäre Reise. Während ich diese Worte schreibe, flattert mir das Herz auf durchaus reale Weise. Überhaupt scheint es sich zu bewahrheiten, dass ich, nur wenn ich mich meinen Phantasien hingeebe, meinen Herzschlag spüre.“

„Schliesslich gibt es Worte, die so eigentümlich für Sie sind, Ihre Seelenabdrücke, und die mir bei jedem anderen nach begrifflichem Beiwerk und sprachlichem Scharnier klingen, nach nichts weiter, bis zu Ihnen konnte ich mir nicht vorstellen, dass es so erregend sein kann, der Sprache eines Fremden zu begegnen und dass es vergleichbar ist mit der ersten Berührung

mit dessen Körper, dessen Geruch, dessen Hautbeschaffenheit, dessen Haar und Pigmentflecken.“

„Ihr Gesicht war in diesem Moment offen und unbefestigt, ich habe noch nie einen erwachsenen Menschen gesehen, der derartig gehäutet war. Es war offensichtlich, dass Ihnen jede Gemütsbewegung unmittelbar ins Gesicht geschrieben steht, dass Sie gar nicht in der Lage sind, irgendetwas zu verbergen, und wie gefährlich das ist, und wo waren Sie denn, als das Leben seine Lektionen erteilte?“

„...es gibt eine Art inneres, stummes Wissen...“

„...mit Ihnen strebe ich eine andere Konstitution an, in der wir beide unsere Gesetze festlegen, in einer eigenen Sprache kommunizieren und uns unsere Geschichten erzählen, an die wir akribisch glauben werden, denn wenn wir nicht solch einen privaten Ort haben werden, an dem all dieser Glaube sich realisiert, wenn auch nur schriftlich – dann ist unser Leben kein Leben, oder schlimmer noch – nichts als Leben...“

„Ein Mensch mit lidlosen Augen sein...“

„In meiner Tasche steckt Ihr Brief mit jenem Satz, der mir beim ersten Lesen etwas unzugänglich blieb und abstrakt schien, über die Trübsal, die man mit keinem Menschen teilen kann, die genau für eine Person bemessen ist.“

„Überlegung des Verhältnisses der andern zu mir: Sowenig ich sein mag, niemand ist hier, der Verständnis für mich im Ganzen hat. Einen haben, der dieses Verständnis hat, etwa eine Frau, das hiesse Halt auf allen Seiten haben, Gott haben.“

„Ich meine eine Affinität (Beziehung) zwischen uns, wie die, sagen wir, die zwischen zwei Tassen besteht, die an der gleichen Stelle gesprungen sind.“

„Heute Morgen zum Beispiel: Im täglichen Stau vor der Ausfahrt Ganot fuhr vor mir ein schwerer Volvo mit einem kleinen Jungen auf dem Rücksitz. Das Kind winkte den Autofahrern zu. Wir waren zu fünft in den Autos um den Jungen herum, und keiner reagierte auch nur mit dem Zucken eines Gesichtsmuskels. Der Junge lächelte noch eine Weile hoffnungsvoll. Es hatte etwas Schüchternes, Zerbrechliches. Mein Dilemma: Winke ich zurück, findet er sofort heraus, dass ich nur in der Maske des Erwachsenen stecke. Dass ich das schwache Glied in der festen Kette um ihn herum bin. Er könnte mich fortan durch Gesten beleidigen, und im Nu würde ich zur Witzfigur des Staus. Gerade wegen des verletzlichen Zugs um seinen Mund würde er sich solch eine Chance, sich selbst zu erhöhen, nicht entgehen lassen. (...) Ich lächelte dem Jungen zu. Ich winkte. Ich sah, wie seine Mundwinkel vor Glück beinahe ungläubig auseinandergingen... Er informierte unverzüglich seinen Vater, den Fahrer, der mich im Rückspiegel lange ansah. Ich schaute zu den anderen Autos, und es war eindeutig, was die Fahrer über mich dachten. Ich vermute, wenn eine Frau darunter gewesen wäre, hätte sie dem Jungen zugelächelt und mich von der Unerlässlichheit, es zu tun, befreit.“

„Aber wie werde ich sie (meine Tochter) grossziehen, ohne das, was in mir ist, in sie hineinsickern zu lassen, das, was schon das unschuldige, offene Gesicht Mayas (meiner Frau) mit stumpfer, müder Haut überzogen hat. Ich habe es bereits fertiggebracht, ein Kind welken zu lassen, das einmal wie ein Lichtstrahl war.“

„Erinnerst Du Dich daran, dass Du unlängst einmal sagtest, ich würde Dich vor lauter Bemühung, Dich zu erfinden, womöglich nicht finden? Gut, ich habe den Eindruck, dass Du längst verstanden hast, dass ich, um zu finden, auch ein wenig erfinden muss...“

„Du hast eine eigene Geschichte, so wie ich, und es ist erstaunlich zu spüren, wie beide bereits kunstfertig zusammengewoben werden, wie es die Eigenart von Geschichten ist. Schliesslich kann man mitunter, innerhalb eines gewöhnlichen Augenblicks auf der Strasse, spüren, wie einem die Seele reisst, vor lauter Eingespanntsein in die Geschichte einer Passantin. In der Regel werden sie gekappt und sterben auf der Stelle, die Geschichten, ohne dass die Beteiligten auch nur eine Vorstellung davon hätten, was sie verloren haben, und es bleibt nur ein leichtes Ziehen im Herzen zurück, das schnell vergeht. Beim mir kann es hier

und da noch ein paar Stunden andauern, als ob ich irgendeinen kleinen seelischen Abortus durchlaufen hätte, solch eine Melancholie, der Tod der Geschichte.“

„...wie rasch uns die inneren Schlangen beißen, habe ich recht? Selbst für Herzenswünsche strafen sie uns, selbst für süsse Phantasien...“

„Jetzt nicht aufhören, dieses Zittern von innen nicht verlieren, unser Keuchen, ganz allmählich legt es sich, aber wir gehen nicht auseinander, wir berühren uns noch und sehen uns noch in die Augen, und es ist ein aufrichtiger und ruhiger Blick, unsäglich schlicht in diesem Wirrwarr, das normalerweise unweigerlich unter diesen Umständen entsteht. Es ist natürlich wie der Kuss, den man einem Kind gibt, dass einem eine Wunde zeigt. Das Herz bricht einem bei dem Gedanken, dass man mit solch einem Blick in einen Erwachsenen hineinsehen kann.“

„...sieh mich als Kind, sieh den Halbwüchsigen, sieh den Erwachsenen, der ich bin. Sieh, was mir auf dem Weg hierher passiert ist, wie sehr meine Geschichte verblich, wo anfangen, immer denke ich, dass es in mir nicht ein einziges Teilchen Unschuld mehr gibt, und dennoch komme ich unschuldig zu Dir, und vom ersten Augenblick an, in dem ich Dir schrieb, kamen meine Worte von einer Stelle zu Dir, die mir vollkommen neu ist, wie ein Samenfaden, der nur einer bestimmten Geliebten vorbehalten ist und der nicht aus derselben Quelle stammt wie die übrigen.“

„...seit Jahren, seit meiner Jugend, macht mich die Vorstellung verrückt, nackt durch die Strassen zu flitzen. Mich auszuziehen, doch nicht um zu schockieren, sondern im Gegenteil, um der erste zu sein, der es tut, und zwar für alle, stell Dir vor – plötzlich alle Kleider abzustreifen und mit blosser Haut mitten durch die Menge zu preschen (ich, der ich mich schäme, am Strand die Kleider abzulegen, der es nicht leiden mag, wenn einer beobachtet, wie ich einen Brief in den Briefkasten in der Strasse werfe – etwas furchtbar Intimes offenbart ein Mensch, der einen persönlichen Brief aufgibt, nicht wahr?), es ist dasselbe Ich, das scharf darauf ist, und sei es nur für einen Moment, das Blinken einer einzigen Seele zu sein, im Smog ihrer Teilnahmslosigkeit und Fremdheit, und wortlos, einzig durch den aufgerissenen Körper einen deutlichen Schrei auszustossen.“

„...wie kann man einen nackten Menschen wirklich hassen (die Vorstellung, gegen einen nackten Soldaten zu kämpfen)...“

„...und mit diesem Blick fragst Du mich wieder – wer bist Du? Ich weiss es nicht, ich will jeder sein, den Dein Blick in mir sieht. Ja, wenn Du Dich nicht fürchtest zu sehen – werde ich vielleicht sein.“

„...ich denke, dass fast alle anderen Gesichter, die mir im Alltag begegnen, Ausdrücke tragen, die immer ein wenig andere Ausdrücke zitieren...“

„Ich wünsche mir, heute Nacht von Dir zu träumen, ich will Deinen Namen im Schlaf schreien können, damit das Geheimnis auffliegt und ich Dich niemals verstecken muss! Du bist eine Frau, die offen sein muss!“

„...zur Hölle mit den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft, die bestimmen, sagen wir, dass die Seele eines Menschen sich mit ihrer isolierten Existenz begnügen und allein in ihrer eigenen Haut stecken muss.“

„...aber in meinem Innern existierst Du auf eine für mich erschreckende Art, denn was fange ich jetzt mit dieser neuen Existenz an, die mich nicht will?!“

„...Du musst mir glauben, dass ich zumindest in meinem Flugmoment, im Augenblick des Höhenfluges, am intensivsten *ich* bin, das Ich, das zu sein mir bestimmt ist, und überraschenderweise ist das ein Moment voller Glück – es ist überhaupt ein voller Moment, er ist alles in allem, und ich wünschte, es gäbe einen Weg, in solch einem Augenblick mein gesamtes Dasein zu fristen.“

Das Gedächtnis der Haut (zwei Novellen, Hanser-Verlag, 2004)

David Grossman erzählt in der ersten Novelle ‚Raserei‘ von der Liebe im Alter, von Schauls Eifersucht auf den angeblichen Geliebten seiner Frau Elisheva, den es in Wirklichkeit nicht gibt, aber auf den er seine Sehnsüchte projiziert, durch den er seine Frau auf neue Weise zu lieben lernt. Infolge unglücklicher Umstände öffnet er sich gerade seiner verhassten Schwägerin Esti, die ihrerseits durch seine Schilderungen einen tieferen Blick auf ihr eigenes Leben wagt.

In der zweiten Novelle ‚Das Gedächtnis der Haut‘ schreibt Grossman von der lesbischen Schriftstellerin Rotem, die insgeheim ihrer todkranken Mutter Vernachlässigung und Verständnislosigkeit vorwirft. Am Krankenbett liest sie ihr eine erfundene Geschichte vor, von der sie glaubt, dass sie die verschwiegene Lebensgeschichte ihrer Mutter sein könnte. Nach und nach, während des Zusammenseins, sieht sie selbst ihre Mutter mit anderen, versöhnlicheren Augen, während ihre Mutter ihr altes Leben loslässt und sich mehr und mehr für die Lebensgeschichte ihrer Tochter interessiert.

In diesen beiden Novellen erfahren wir immer wieder von Augenblicken größter Nähe und tiefster Einsamkeit der Protagonisten: Geschichten voller geheimer Träume und Obsessionen. (Inhaltsangabe)

aus der Novelle *Raserei*

„Ein Paar – das ist eine Menge Mensch.“

„Und wenn ich sie darum gebeten hätte, jammerte Schaul, oder ihr sogar ein Ultimatum gestellt hätte, hätte sie dann aufgehört, ihn zu lieben? [...] und sich innerlich duckend nuscelte er, was soll ich denn machen, ich habe doch keinen Anspruch auf ihre Gefühle, sie hat das Recht zu lieben, wen sie will, oder etwa nicht? [...] Er kicherte überrascht, wie denn, kann man denn jemandem so etwas erzählen, und fügte hinzu, der Mensch sei in diesen Angelegenheiten allein auf der Welt. [...]“

“[...] und mittendrin Micha, der fünf- bis zehnmal täglich von der Arbeit anruft, um ein wenig mit ihr zu plaudern, um sich auf seinen langen Fahrten die Zeit zu vertreiben, und der offene Gespräche mit ihr führt, ohne sich selbst je zu öffnen, der ihr live vom Verkehrsgeschehen berichtet und sie zu allen Tatorten mitnimmt, an denen er Gaswolken, verseuchte Abwässer, Gifttransportcontainer, die aus irgendeinem Grund ausgerechnet in den besten Wohngegenden auslaufen, bekämpft; schon seit Jahren lässt er sie teilhaben an seinem gesamten Alltagsrepertoire, gewaltige Haufen von Alltagssedimenten lädt er vor ihrem Eingang ab, gräbt sie darin ein, stampft alles um sich herum zart und liebevoll und gründlich fest, gibt ihr wieder, was das Radio gerade mitgeteilt hat, und wiederholt die jüngsten Vermutungen über seine Chancen, befördert zu werden, und schildert den Unfall, dessen

Zeuge er just in diesem Moment auf der Geha-Landstraße wurde, und die Diskussion der Kollegen im Büro über das Fernsehprogramm; und er beschreibt mit unfassbarer Genauigkeit und Treue jede Mahlzeit, die er zu sich nimmt, mit einer hemmungslosen Liebe zum Detail, was die Aufnahme der Nahrung und deren Ausscheiden anbelangt, und in seiner herzlichen, selbstlosen und bescheidenen Art zeichnet und vervielfältigt er ihr ungebremst seine Person mit Tausenden von zarten Pinselstrichen und deponiert all seine Erlebnisse zur Aufbewahrung und Erinnerung in ihren Händen und entlastet sich dadurch selbst von der Verantwortung, vergisst alles auf der Stelle, Gesichter, Namen, Geschichten, als habe er längst für sich beschlossen, nur das Rohr zu sein, durch das ihr sein Leben zufließt, das erst durch sie real wird – selbst seine Kindheit kennt sie besser als er –, und sie wehrt sich und lässt sich dennoch von seinen durchschaubaren blumigen Ausschmückungen einnehmen, von der Wärme, mit der er sich Tag für Tag zwischen ihren Händen zusammenfügt wie ein gewaltiger Teig, ein weicher Mann, der ununterbrochen aufgeht, gebacken wird und ihr entgengedampft. [...]“

„[...] und in der momentanen Stille in ihrem Innern hörte sie etwas, was ständig in ihr präsent war, nämlich dass sie von Geburt an, seit sie denken konnte, eine Außenseiterin war, und erst durch Micha und die Kinder der menschlichen Spezies ein wenig näher gerückt ist, und dass kein Sterblicher bereit wäre, solch eine Errungenschaft je wieder aufzugeben.“

„[...] und je mehr ich darüber nachdenke, seufzt er, desto besser kann ich vor mir sehen, dass heißt, mir vorstellen, wie ihr Leben mit diesem anderen aussieht, und Esti fragt mit schwacher, blutleerer Stimme, wie denn, und Schaul antwortet trocken, als schneide er bröselige Worte, eines nach dem anderen, in dünne Scheiben, als ein Leben, in dem es auch nicht einen einzigen vergeudeten oder langweiligen Moment gibt, oder einen zermürenden, Du weißt, was ich meine, vor Erschöpfung oder Gleichgültigkeit oder Überdruß, bei ihnen ist es sogar gerade umgekehrt, sagt er entschieden, jede ihrer gemeinsam verbrachten Minuten steht unter Strom, ist spannend und voller Leidenschaft, ein intensives Leben, definiert er, und im nächsten Augenblick, als habe man ihm ein Geständnis abgerungen, fügt er hinzu, ein erfülltes Leben.“

„Und bei diesem Satz, den er so mir nichts, dir nichts hatte fallen lassen, wenn auch nicht frei von Stolz, sah sie plötzlich in ihn hinein, als erhelle ihn ein greller Blitz, sein Inneres lag mit einem Mal beleuchtet vor ihr wie eine Abbildung in einem alten Biologiebuch, der Längsschnitt durch eine Seele, eine entblößte Seele, und im ersten Moment wich sie zurück, weil so etwas nicht legitim ist, denn kein Mensch wird leben, der so etwas sieht, und dann schaute sie noch einmal wie hypnotisiert hin und wusste, er überließ ihr da eine Sache, für die es keinen Namen gab, mit einer Großzügigkeit, die etwas Erschreckendes hatte; und sie sah auch das Negativ ihrer eigenen Gestalt, die sich am Rand seiner Pupille spiegelte, sie hatte dort einen Platz, und mit dem Instinkt eines Samenfadens krallte sie sich dort fest und schlug eine Wurzel; und erst dann, endlich, befreite sie sich aus der Dumpfheit, die sie schon den ganzen Abend lang umfing, und nahm das Geschenk, seine einmalige Einladung, mit ihrer schnellen, klugen Auffassungsgabe und der gleichen praktischen Flinkheit, mit der sie das Eiweiß eines zerbrochenen Eis auffing, tatsächlich mit ausgebreiteten Armen an und fuhr weiter wie auf Wolken, beinahe ohne das Lenkrad zu berühren, und wunderte sich, dass Weite aus so vielen gewundenen und muffigen Schluchten bestehen kann, denn Weite war es, was sie auf einmal empfand, und Rausch, und sie registrierte verblüfft, wie er sie mit seinem bedauernswerten Zustand und seiner Umständlichkeit zunächst in die Irre geführt hatte, um ihr schließlich eine dermaßen offene Stelle zu zeigen, eine gequälte und unglückliche, aber auch hemmungslose Stelle, wie die Sehnsucht, sich ins Verderben zu stürzen, wie die gesunde Sehnsucht, sich ins Verderben zu stürzen, von der sie längst vergessen hatte, was für eine beißende, brennende Wonne sie bereiten konnte, und sie dachte, er, Schaul, muss verrückt sein, er ist ein unmöglicher Kerl, völlig zwanghaft, und am nächsten Morgen sagte sie sich, dass sie plötzlich eine neue Seite an ihm entdeckt hatte, eine Stelle, an der er paradoxerweise frei war.“

„[...] bei meinem Leben, fügte er hinzu, als sie schwieg, auf einmal hatte ich verstanden, was man unter ‚magischer Anziehungskraft‘ versteht... und er kicherte und legte den Kopf zurück an die Scheibe; ich kam zu dem Schluss, dass er ein Mensch ist, der in sich ruht, verstehst Du, und darum hat alles, was er unternimmt, Schick, einen gewissen Charme und irgendwie Stil, ja, etwas Distinguiertes, Nonchalantes... [...] Menschen wie er, setzte er fort, Menschen von solch einer gefestigten, inneren Reife, es ist ihnen einfach gleich, was andere von ihnen halten, und wie ein anderer sie sieht... Ich, beispielsweise – er kicherte abfällig – frage mich

bei jedem meiner Schritte, was man über mich denkt, was werden die Leute sagen, und dieser Kerl macht einfach, was er will, hat vor nichts Respekt, er will etwas, also tut er es, alles an ihm ist ausgewogen, verstehst Du, ein Mensch wie er hätte ihr nicht einmal sagen müssen, dass er sie haben will – ich meine gleich zu Beginn, als sie sich gerade kennenlernten –, sie hat es gleich gefühlt, von selbst, aus dem Bauch. Denn diese Reife übt Macht aus, wie soll ich sagen, sie ist nötigend. Ja, das ist der Punkt, sein Selbstbewusstsein, allein die Tatsache, dass er etwas will, lässt seinen Wunsch Realität werden, er hat eine Art *Charisma*, sagte Schaul plötzlich froh: das ist das Wort, das ich gesucht habe. Stil war nicht der richtige Ausdruck, vergiss das mit dem Stil, er hat Charisma, und bei charismatischen Menschen wird jeder Wunsch sofort zur einzig wahren Sache, der unausweichlichen, einzig wahren Sache, das ist wie ein Naturgesetz, Charisma, wie eine höhere Macht...“

„Manchmal, beispielsweise wenn wir zusammen essen, hebe ich den Kopf und sehe sie, ohne dass sie es bemerkt, und versuche zu erraten, wie dieses Gesicht aussieht, wenn sie bei ihm ist, wenn sein Blick sie verändert, und überhaupt – wie ihre gesamte Erscheinung sich dort glättet, ihr Alter, die Fältchen und die Erschöpfung verschwinden, wie sie dort strahlt, das ist das passende Wort, sie strahlt dort. Und was dann? flüsterte sie. Dann tut es weh, sagte er, und seine Stimme brach sich: Dann ist sie umwerfend.“

„[...] und dass es ohnehin kein Körperteil gibt, das sich nicht nach Genuss sehnt, und vielleicht deshalb, dachte Schaul plötzlich, kann ich nicht mehr mit ihr schlafen wie früher, wie am Anfang, nicht nur wegen des Alters und der Routine, sondern weil nun in jeder Zelle ihres Körpers die Sexknospen sprießen, die er ihr gezeigt hat; wenn ich sie nur berühre, erwachen sie sofort und suchen ihn, ich kann fühlen, wie sie ihn suchen, dachte er, und auch darum sind unsere Ficks rarer und knapper geworden; er wohnte ihr nicht mehr bei, davon war er überzeugt, man kann die Sache nicht mehr als Liebesakt bezeichnen, sicher nicht wie früher, ach, hatten wir es gut, bevor die ganze Sache begann, und in den letzten Jahren war zwischen ihm und Elisheva ein stillschweigendes Einvernehmen getroffen worden, Schaul erinnert sich nicht mal mehr, wann und wie es zur Gepflogenheit geworden war: Sie gehen wie gewöhnlich zu Bett, mit sanfter, liebevoller Zuneigung, lesen ein wenig und sagen sich gute Nacht und schlafen ein, und mitten in der Nacht, um drei oder um vier, aus dem Tiefschlaf, umarmen sie sich mit geschlossenen Augen, in einer verzweifelten und sogar

groben Umklammerung, wie zwei Fremde, die sich in einem Traum getroffen haben, nehmen einander im Dunkeln und werden genommen, gnadenlos und voll heftiger Leidenschaft, und fauchen und kratzen und glänzen vor frischem Schweiß, und bringen sich um den Verstand, gerade wegen der Fremdheit, und eilig trennen sie sich voneinander und schlafen bleischwer ein, und am Morgen verlieren sie kein Wort darüber, vielleicht hier und da ein verschämter Blick, als sähen sie sich beide dort, zwei fauchende, heulende Wölfe, die darum kämpfen, wer von beiden einen größeren Brocken vom Vergnügen abbekommt, und in den Augenwinkeln zeigt sich immer ein Anflug von schlechtem Gewissen, als wäre jeder von ihnen fremdgegangen, und danach viele Nächte des Nichts, und plötzlich werden sie wieder im Schlaf gegeneinander geschleudert.“

„Manchmal, erzählte er Esti hastig, wenn wir im Bett liegen, denke ich, ach könnte ich nur ihren Körper in ein anderes Zimmer tragen und vernehmen, ihn nach allen Regeln der Kunst verhören, um alles aus ihm herauszuquetschen, was er dort gelernt hat, bei ihm [...]. Ich frage mich, wie es sein kann, dass alles, was sie vor mir verbirgt, ihr Leben, ihr wahres Leben, meine ich, in greifbarer Nähe zu mir stattfindet, hinter maximal einem Millimeter Haut, und ich schaffe es nicht, es zu lesen, und es bleibt mir ein Rätsel.“

„[...] mehr als alles andere, was sie mit ihm gehabt hatte, vermisste sie die gemeinsame Sprache, die sie erfunden hatten, etwas, was Esti nie mehr erlebt hatte und wohl auch nie mehr erleben würde, mit den Gedanken und Ideen, die er ihr entlockt hatte, und mit den Worten, die aus ihr herausgebrochen waren und in seinen Augen funkelten; und es war ihnen gelungen, jedes Vergnügen zu verdoppeln, denn jeder Winkel des Körpers hatte auf einmal einen Vornamen [...].“

„Und am Anfang, erinnerte sie sich, in ihren ersten gemeinsamen Jahren, war er glücklich mit ihr wie ein Kind. Und sie – so glücklich wie möglich. Sie war vorsichtig genug, nicht zu viel zu nehmen, hütete sich vor einer Überdosis. Und er konnte überhaupt nicht verstehen, warum sie sich zurückhielt, und sie erklärte, sie würde mit der Zeit mehr wagen, aber bis dahin müsse er auf sie aufpassen, wie man auf einen ausgehungerten KZ-Überlebenden aufpassen musste, damit er nicht zuviel auf einmal aß. Du liebst mich mehr, als ich mich selbst lieben kann, warnte sie ihn, [...] ein wenig ratlos, wie sie ihm klarmachen sollte, dass

sein Liebesgeflüster in ihren Ohren wie ein Märchen klang, ein Märchen von etwas, das sie nicht verdient hatte, doch er hatte sofort verstanden, die Milchzähne der Schlange, nannte er diese Gedanken, und er schwor, er würde sie ihr ausreißen, und er gelobte, er würde ihr das Gegenteil beweisen, und er musste ihr nicht einmal erklären, von welchem Gegenteil er sprach, sie wusste es, das Gegenteil von ihr.“

„[...] und ihr Herz zog sich (in Esti) vor Mitleid zusammen, sie sind sein Lebenselixier, dachte sie, diese Vorstellungen und Visionen (von seiner Frau mit einem anderen), das lebt in ihm, mehr als alles andere, es übersteigt vielleicht sogar – etwas in ihr verstand plötzlich – alles, was er selbst mit Elisheva erlebt.“

aus der Novelle *Das Gedächtnis der Haut*

„Zuweilen, [...] fühlt der Mensch sich als Waise seiner selbst, nicht wahr?“

„Ich kann zehnmal über ein und dasselbe lachen, prustet sie mit affektierter Fröhlichkeit heraus. Aber für mich ist das kein Kunststück. Ich weine auch zehnmal aus ein und demselben Grund.“

„[...] ich bin eine Seherin und keine Denkerin... [...] ich verstehe, indem ich handle. Mein Körper versteht.“

„[...] als ob in seiner Brust ein zweites Herz schlug, aber weit weg, im Untergrund. Es ist eine Frage der Übung, es dauert Jahre, bis Du herausfindest, wo Du Deine Ruhe findest, und dann kannst Du diesen Ort der Stille aufsuchen, egal, wo Du bist, im grössten Lärm, im Dreck, wenn man grob zu Dir ist, [...] Du kannst Dich dorthin zurückziehen, dort bist Du sicher. [...]“

„Hin und wieder denke ich, vielleicht bin ich es, die nichts kapiert. Und vielleicht bin ich es, blöd wie ich bin, die alles in den Sand gesetzt hat. Denn mitunter, wie in diesem Moment, wo sie (meine Mutter) ihre Lippen zusammenkneift und sich ausschaltet, tut es mir im Herzen weh zu sehen, wie folgsam sie ist, wie sie sich dazu zwingt, sich zurückzuhalten, um mich nicht bis ins Letzte zu kennen, nur weil ich es von ihr verlange, so nämlich lauten die Vertragsbedingungen, so habe ich es gewollt. [...] und ich zitiere einen Dramatiker, ich weiss nicht wen, einen Engländer oder einen Iren, sein Name ist mir gerade entfallen, [...] der behauptete, es sei das schwierigste, sich in einen Feind hineinzudenken.“

„[...] ich denke heute noch so über die Menschen, dass sie nichts als Puppen sind.“

„Wenn sie (meine Mutter) schläft, habe ich nicht ständig das Gefühl, dass kleine Teile von mir unfreiwillig von ihr angezogen werden, und so neben ihr zu sitzen birgt einen gewissen Genuss, es ist, wie bei einer Sonnenfinsternis in die Sonne zu schauen.“

„[...] Ich drehe meine Hände um und betrachte die Stellen, die allein von den Gedanken, die ich schon in sie investiert habe, vernarbt sein müssten.“

„Einer Schriftstellerin ein Geheimnis zu erzählen ist wie einen Taschendieb zu umarmen.“

„Ich fühle, wie sie (meine Mutter) meinen Kopf durchleuchtet. Meine Gedanken machen in Windeseile kehrt, und ich mache augenblicklich hinter ihnen dicht. In einem Tierfilm habe ich einmal kleine Fischlein gesehen, die auf der Flucht vor einem Raubfisch in eine Seerose sprangen, und habe dieses Fluchtverhalten wiedererkannt und auch die Reaktion der Seerose – ein fleischiges, verzweigtes Gehirn, das sich ruckartig schloss, um sie zu verstecken.“

„[...] Aber sie hat so ein Gefühl, als ob sein Geheimnis sich dort befände, unmittelbar unter der Oberfläche seiner Haut, und jeder noch so leichte Körperkontakt seine Hülle zum Reißen brächte.“

„[...] Seltsam wie schwer es mir fällt, sie (meine Mutter) zu durchschauen, wenn ich bei ihr bin.“

„Er richtet sich langsam auf, wirft ihr das geübte Lächeln einer dummen Mickey Mouse zu. Aber sie hat den Eindruck, als ob in der Tiefe seiner Augen ein langes, geschmeidiges Tier durch Reihen dunkler Bäume huscht, und ein träger, getigelter Schwanz sich für einen Moment um einen Stamm schlingt, sich langsam in die Länge zieht und verschwindet.“

„[...] die Luft kümmert sich um ihre Vögel, das Meer um... [...], bei den Menschen ist es etwas ganz anderes: Bei den Menschen ist es die Sprache. [...]

„[...] und für einen Moment ist es, als würde ein Vorhang beiseite geschoben, und ich sähe sie (meine Mutter), so wie sie ist, wie sie hätte sein sollen, wie sie glücklich gewesen wäre [...]“

„[...] und etwas trübt Stimmung (meiner Mutter): der permanente kränkende Gedanke, dass sie, wie soll man sagen, nicht komplex genug ist. Anscheinend auch nicht an genügend Komplexen leidet. Es gibt Clubs, sie weiss es, zu denen sie keinen Zutritt hat; die Menschen, die ihr am nächsten stehen und die sie am meisten liebt, haben ganze Gebiete, die ihr verschlossen sind, und sie, mit ihren ganzen seherischen Fähigkeiten, kann nicht mal erahnen, was in ihren gewundenen klugscheisserischen Schluchten vorgeht, und wird niemals wissen, was sie wirklich dort über sie denken, dort – daran hegt sie einen ewigen nagenden Verdacht – dort verrät man sie.“

„[...] Ich erinnere mich an ihre Reaktion – vor drei Jahren? Vor vier? –, als ich ihr zum ersten Mal erzählte, dass ich schreibe. Wozu willst Du Schriftstellerin werden, in Deinem Alter, fragte sie naiv: Wenn Du alt bist wie Agnon und Bialik, dann kannst Du schreiben! Und ich hätte beinahe gewinselt, wegen der enormen Entfernung, die unüberwindbar war, die aussichtslos war. Wegen des Waisenhungers. Nun sage ich es ihr, mit einer für unsere Verhältnisse ungewöhnlichen Erleichterung, spreche über das Gefühl, das ich in den letzten Wochen beim Schreiben hatte. Es war, als würde mich jemand mit enormer Kraft im Nacken packen und mit mir fliegen, bei meinem Leben, ich lache: mich regelrecht zwingen, aus meiner Haut heraus aufzusteigen –

Ihre Augen funkeln: Das ist ein Glück, nicht wahr?

Ja, gestehe ich, das ist das Grösste.“

„[...] Und nicht zum ersten Mal durchfährt sie ein Gedanke, dass sie ihm vielleicht gar nichts hat beibringen können, sondern nur ein wenig Staub von der antiken Schrift, die in ihm war, weggeblasen hat.“

„Was weiss ich, was kann ein Mensch schon über einen anderen Menschen wissen, und sei es die eigene Mutter, schliesslich wird die Nabelschnur durchtrennt, oder sie schrumpft, und man ist von eisiger Einsamkeit umgeben.“